

Nr. 4 | 2016

jesuiten*weltweit*



FRIEDE AUF ERDEN



Liebe Freundinnen und Freunde unserer Missionare und Partner weltweit!

„Ehre sei Gott in der Höhe, und auf Erden ist Friede den Menschen seiner Gnade.“ Die Weihnachtsbotschaft stellt etwas fest, was wir mehr erhoffen und ersehnen: Friede auf Erden. Heute wie damals prallen die Worte auf den kalten Boden der Realität: Kriege, Menschen auf der Flucht, verschlossene Türen, Ratlosigkeit angesichts komplexer wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Entwicklungen.

Unser Magazin erzählt von Initiativen, die langfristig am Frieden arbeiten. Die Fe y Alegría Schulen der Jesuiten haben in Lateinamerika schon Millionen von Kindern Türen in eine friedlichere Zukunft geöffnet. Jetzt starten wir in Afrika dieses umfassende, Lehrer, Eltern und Dorfgemeinde einbeziehende Schulprogramm. Der Friede ist nicht dort, wo der Krieg endlich aufhört. Friede wird dort, wo wir an ihm bauen, uns um ihn mühen - ein langsamer Wachstumsprozess. Wir brauchen Friedensmut dazu.

Die Weihnachtsbotschaft ermutigt mich mit ihrer Überzeugung: Auf Erden ist Friede! Jede Geste der Versöhnung, jedes liebevolle Wort, jeder Versuch aufeinander zuzugehen, einander zu verstehen, baut eine Atmosphäre auf, in der Friede wächst. Die Intimität zwischen Mutter und Kind auf unserem Titelbild erinnert mich daran.

Dieser ganzheitliche Friede hat aber auch eine gesellschaftspolitische Dimension. In unserem Weihnachtsheft erzählen wir von Fe y Alegría Schulen im Tschad. Sie sind in ländlichen Regionen angesiedelt, wo vor allem die Schulbildung der Mädchen immer noch ein großes Problem ist. Anstatt für die Zukunft zu lernen, müssen viele für die Gegenwart arbeiten: im Haushalt, auf dem Feld, in der Familie. Die Schulbildung kann gerade sie zu Vermittlerinnen einer gerechteren und friedvollen Gesellschaft machen.

Ich danke Ihnen für Ihre Unterstützung und wünsche Ihnen von Herzen einen gesegneten Advent, frohe Weihnachten und ein gutes neues Jahr.

Ihr

Hans Tschiggerl SJ
MENSCHEN FÜR ANDERE



Fe y Alegría in Afrika

Ein rotes Herz mit drei Kindern in der Mitte – unter diesem Zeichen ist das Schulwerk Fe y Alegría mit mehr als 1,5 Millionen Schülern in ganz Lateinamerika bekannt. Jetzt kommt es auch nach Afrika.

Wo der Asphalt endet, da beginnt Fe y Alegría. Übersetzt heißt Fe y Alegría (FyA) Glaube und Freude. Es ist ein interessanter Name und ein ehrgeiziges Motto für ein Schulwerk, das in ganz Lateinamerika bekannt ist. Gegründet wurde es vor mehr als einem halben Jahrhundert von dem venezolanischen Jesuiten José María Vélaz. FyA entstand aus der im Evangelium wurzelnden Option für die Armen, aber auch aus der Überzeugung armer Leute, dass sie für die Verbesserung ihrer Lebensqualität und für die Veränderung der sie umgebenden Gesellschaft selber etwas tun können.

Ein Maurer mit Herz

Gemeinsam mit jungen enthusiastischen Studenten und Studentinnen begann Pater Vélaz, in die armselige Umgebung der venezolanischen Hauptstadt Caracas zu gehen und den Menschen bei der Bewältigung ihrer großen Not zu helfen, der sie tagtäglich ausgesetzt waren. Sie trafen dort auf den Maurer Abrahám Reyes, der in siebenjähriger Arbeit unter großen persönlichen Opfern für sich und seine Familie ein kleines Haus gebaut hatte. Ohne lange zu zögern, stellte er einen Teil des gerade fertig gewordenen Hauses für die erste Grundschule von Fe y Alegría zur

Verfügung. In jenem bescheidenen Haus in Catia, einem Randbezirk von Caracas, saßen hundert Kinder auf dem Zementfußboden eines kleinen Raumes und erhielten am 5. März 1955 ihren ersten Unterricht.

Ein Baum voller Früchte

„Genauso wie damals in Venezuela hat FyA bis zum heutigen Tag in vielen anderen Ländern begonnen“, erzählt Luis Carrasco Pacello, der seit langem für Fe y Alegría in Bolivien arbeitet. „FyA ist inzwischen zu einer großen transkontinentalen Bewegung für ganzheitliche Bildung und soziale Förderung geworden. Sie gleicht einem starken, riesigen, saftig grünen Baum, schwer von Früchten, aber auch voller Samen, die davon träumen, über die ganze Erde ausgesät zu werden.“

Für 1,5 Millionen Kinder

Mehr als 1,5 Millionen Kinder und Jugendliche lernen in den FyA-Schulen. Es gibt sie in den Elendsvierteln Venezuelas, in den vergessenen Andendörfern in Bolivien, in den Favelas in Brasilien, in den Sumpfgebieten Paraguays, in den von Naturgewalten wieder und wieder gebeutelten Regionen Haitis. Es gibt fast kein Land in Süd- und Mittelamerika, wo FyA nicht präsent wäre. Vor ein paar Jahren wurde der Sprung über den Kontinent gewagt und eine einmalige Süd-Süd-Kooperation aufgebaut: Fe y Alegría ist in Afrika angekommen.

Blick nach Afrika

Auch das war bereits eine Vision des Gründers Pater Vélaz. 1984, ein Jahr vor seinem Tod, schrieb er in einem Brief an eine befreundete Ordensschwester: „Mein Wunsch, dass Fe y Alegría sich auf solidarische Weise in Afrika etabliert,

steht fest. Denn ich bin überzeugt, dass wir den Allerärmsten dienen müssen, und viele von ihnen leben in den afrikanischen Nationen. Dort hätten wir ein wunderbares Arbeitsfeld.“

In der Sahelzone

Die Region Guéra mit der Provinzhauptstadt Mongo liegt in der Sahelzone mitten im Tschad. Die Landschaft ist trocken und wüstenartig mit beeindruckenden Felsformationen. Einzige Farbtupfer auf den staubigen Wegen zwischen den Dörfern sind buntgewandete Frauen, die Brennholz suchen oder Wasser holen. Lasten tragende Kamele und Esel bewegen sich träge, die Turbane der Männer strahlen weiß. Die Region ist immer wieder von Lebensmittelkrisen betroffen. Die Hirseernten verdorren durch fehlenden Regen oder werden durch einfallende Heuschrecken und körnerfressende Vogelschwärme vernichtet. Um die Kleinbauern aus den Fängen lokaler Wucherer sowie der ewigen Abhängigkeit von ausländischen Hilfslieferungen zu befreien, haben die Jesuiten in Mongo gemeinsam mit den örtlichen Gemeinden selbst verwaltete Getreidebanken aufgebaut. Es ist ein karges Leben in den Dörfern, das sich stark an kulturellen und religiösen Traditionen ausrichtet. Seit einigen Jahren gibt es hier ein Netzwerk an FyA-Schulen.

Kopf, Herz und Hände

Pater Etienne Mborong leitet das Schulwerk Fe y Alegría im Tschad, das hier in der französischen Variante Foi et Joie heißt. Mit personeller und konzeptioneller Hilfe aus Lateinamerika wurde es 2007 gegründet. Es folgte ein Pilotprojekt, eine solide Feldstudie sowie der Aufbau von Kontakten zu den Bildungsbehörden und den Verantwortlichen in



den Dörfern. Mittlerweile gehören 26 kleine Schulen auf dem Land zum Netzwerk Fe y Alegría. In der Hauptstadt N'Djamena wurde zudem das technische Ausbildungszentrum St. Ignatius aufgebaut. „In den kommenden Jahren wollen wir die Arbeit in den Bereichen Vorschul-erziehung, technische Ausbildung und Sekundarschule weiter vertiefen“, berichtet Pater Mborong. „Die Bevölkerung in Afrika ist erstaunlich jung: Mehr als 54 Prozent sind 20 Jahre und jünger. Nicht nur für Fo et Joie Tschad, sondern generell für uns Jesuiten erscheint es daher eine grundlegende Notwendigkeit, in dieser Gesellschaft präsent zu sein, die nicht nur nach fachlichem Wissen verlangt, sondern auch der Ausbildung in praktischen Fähigkeiten und in moderner Technologie bedarf. Die Pädagogik von Fe y Alegría stützt sich auf drei Säulen: die Ausbildung von Kopf, Herz

und Händen. Dieser Ansatz bietet ausgezeichnete Möglichkeiten für neue Initiativen der Gesellschaft Jesu in Afrika.“

Zusammenarbeit der Religionen

Drei großen Herausforderungen steht Fe y Alegría im Tschad gegenüber: Einbeziehung der Eltern und Dorfgemeinschaften, Steigerung des Schulbesuches von Mädchen, Vermittlung einer auf christlichen Werten basierenden Pädagogik in zum Teil stark muslimisch und animistisch geprägten Regionen. Es gibt drei Hauptreligionen im Land: Islam (53%), Christentum (42%) und traditionelle afrikanische Religionen (12%). „Wir arbeiten mit Angehörigen aller drei Religionen gut zusammen“, betont Pater Mborong. Bestätigt wird das von Pablo Funes, der für unsere jesuitische Schwesterorganisation Entreculturas in Spanien arbeitet und Fe y Alegría im Tschad eng

Ein Kernelement von Fe y Alegría: Bildung betrifft die ganze Dorfgemeinschaft.



Fe y Alegría legt im Tschad ein besonderes Augenmerk darauf, Mädchen zu fördern.

begleitet: „In vielen der ländlichen FyA-Schulen im Tschad ist die Mehrheit der Kinder muslimisch, der Rest ist animistisch und es gibt vielleicht auch den einen oder anderen Christen. Aber es herrscht Harmonie in den Schulen, es gibt keine Konflikte. Fe y Alegría arbeitet hier, ohne die religiösen Unterschiede in Frage zu stellen. Bei uns in Europa redet man oft nur über radikale Muslime, aber hier gibt es ein Beispiel für tolerante und gute Zusammenarbeit, bei der man einander verstehen und voneinander lernen will.“

Bildung für Mädchen

In den letzten Jahren hat sich die Anzahl der Mädchen in den FyA-Klassen kontinuierlich erhöht – eine sehr positive Entwicklung. Denn traditionell werden Mädchen in den ländlichen Regionen sehr früh zu ganztägiger Haus-, Feld-

und Familienarbeit herangezogen. Es ist nach wie vor gängig, Mädchen sehr jung zu verheiraten, manchmal sind sie gerade erst 12 oder 13 Jahre alt geworden. „Wenn sie heiraten, verlassen sie ihre Familie, ihre Freunde, ihre Dorfgemeinschaft, um in das Haus ihres Ehemanns zu ziehen“, erzählt Radia, die auf eine Sekundarschule geht und viele solcher Fälle kennt. „Sie brechen die Schule ab und ihre Bildung bleibt auf der Strecke.“ Fe y Alegría hat intensiv mit Müttern, Vätern und Dorfgemeinschaften gearbeitet, um eine Bewusstseinsänderung zu erreichen und den Wert einer Bildung für Mädchen zu verdeutlichen. Ein Dorfältester bringt es jetzt so auf den Punkt: „Ein Mädchen zu unterrichten, bedeutet die ganze Nation zu unterrichten. Ihr Wissen wird auch ihren Kindern nützen, sie kann sich um viel mehr kümmern, zu Untersuchungsterminen ins Kranken-

haus gehen, den Kalender mit Impfterminen führen. Wenn alle unsere Kinder bis zur Abschlussklasse auf der Schule bleiben, wird sich unser Dorf ändern. Dafür danken wir den Lehrern von Fe y Alegría.“

Erfolgsmodell seit 65 Jahren

Der Weg ist noch lang. Aber die FyA-Schulen im Tschad profitieren von der 65-jährigen Erfahrung, die das Netzwerk hat. Es gibt erprobte Unterrichtsmaterialien und Schulkonzepte. Rechnen, Schreiben, Lesen, Hygiene, gesunde Ernährung und kreative Förderung der Talente sind integraler Teil des Curriculums. Eine erwiesene Stärke von Fe y Alegría ist die fortwährende Weiterbildung von Lehrern und Lehrerinnen. Denn sie sind der Schlüssel für guten Unterricht. Auch die Eltern und die ganze Dorfgemeinschaft werden in die akademische Ausbildung ihrer Kinder einbezogen. Das Erfolgsmodell für Lateinamerika wird gemeinsam mit Jesuiten und Mitarbeitern vor Ort in den afrikanischen Kontext transponiert. Im Tschad ist das Netzwerk bereits sehr gut etabliert. In anderen afrikanischen Ländern wie Madagaskar, Kongo, Kenia, Simbabwe und Mosambik gibt es ähnliche Bemühungen. Das Ziel ist überall gleich. „Eine Welt zu schaffen, in der alle Armen und Ausgeschlossenen eine gute Bildung erhalten“, formuliert Pater Mborong, „eine Welt, in der die Gemeinschaft im Dienst des Menschen steht.“ Eine Welt, in der Bildung nicht dort aufhört, wo der Asphalt endet. Eine Welt voller Glaube und Freude.

Judith Behnen



Wiege der Menschheit

Rodrigue Naortangar ist ein Jesuit aus dem Tschad. Er hat einige Jahre in Deutschland gelebt und an der Hochschule Sankt Georgen in Theologie promoviert. Er stellt uns kurz seine Heimat vor.



Pater Naortangar (37) stammt aus dem Tschad, hat in Frankfurt promoviert und ist jetzt Professor in Abidjan.

Sechs Jahre Aufenthalt in Deutschland haben mir gezeigt, dass der Tschad im Land der „Dichter und Denker“ kaum bekannt ist. Man verbindet ihn meist mit den üblichen Vorstellungen von afrikanischen Ländern: Politik und Wirtschaft tun sich schwer und die Menschen ringen mit gesellschaftlichen Problemen, die in Europa längst überwunden sind. Diese Annahme stimmt in vielerlei Hinsicht. Doch Tschader pflegen ihre Willkommenskultur in den Vordergrund zu stellen. Sie verpassen auch keine Gelegenheit, darauf hinzuweisen, dass ihr Land die Wiege der Menschheit ist: 2001 hat eine vom französischen Paläontologen Michel Brunet geführte Expedition Fossilien des ältesten Vormenschen in der tschadischen Wüste gefunden. Man gab ihm den Namen Toumai.

Die Jugend ist die Hoffnung

Als ich nach sechs Jahren in mein Heimatland zurückkam, wurde mir klar, dass der politische Wille fehlt, aus dem Tschad einen Rechtsstaat und eine funktionierende Demokratie zu machen. Aber die Jugend und ihr Wunsch, Änderungen herbeizuführen, stellen eine große Hoffnung dar. Deshalb bestätigt sich für mich immer wieder die Einsicht, dass Bildung der einzig richtige Weg aus der „Klemme“ ist.

Wüste und Regenwald

Der Tschad mit knapp 13 Millionen Einwohnern hat eine Fläche von rund

1,28 Millionen Quadratkilometern und ist damit ungefähr dreimal so groß wie Deutschland. Er grenzt an Libyen, Niger, Nigeria, Kamerun, Sudan und an die Zentralafrikanische Republik. Über 150 Sprachen werden im Tschad gesprochen, aber die Amtssprachen sind Französisch und Arabisch. Wer in der Regenzeit zwischen Juli und September die Region besucht, wird sich wundern, wie viel Grün in der sonst trockenen Sahelzone zu sehen ist. Im Norden liegt die Sahara-Wüste. Hier regnet es kaum, aber es gibt kleine Binnenseen mit Fischen und Nilkrokodilen. Der bekannteste See ist der Tschadsee im Südwesten des Landes. Im Jahr 1960 hatte er noch eine Fläche von 25.000 Quadratkilometern, heute sind es nur noch 2.000. Die Hauptursache lautet: Klimaerwärmung, verursacht durch den Menschen. Im Süden des Tschad, fast 3.000 Kilometer vom Norden entfernt, fängt der tropische Regenwald an.

Politisches Karussell

Wer die Geschichte des Tschad einigermaßen kennt, wundert sich, dass die immer gleichen politischen Fehler wiederholt werden. Der Tschad war eine französische Kolonie, die am 11. August 1961 unabhängig wurde. Nach zwei stabilen Jahren rutschte das Land unter der Führung von Präsident François Tombalbaye in die Diktatur. 1965 begannen Unruhen, die zur Entstehung einer Rebellion im Norden des Landes geführt haben. Eine regional (Nord gegen Süd)



und religiös (Muslime gegen Christen) geprägte ideologische Hetze wurde von unterschiedlichen politischen Führern befeuert. Selbst der Tod des Präsidenten Tombalbaye nach einem Staatsstreich 1975 und die Übernahme der Macht durch die Armee konnte das politische Klima nicht befrieden. 1979 entbrach ein großer Bürgerkrieg, den 1982 der Rebellenführer Hissein Habré für sich entschied. Er herrschte bis 1990. Das waren grausame Zeiten, in denen 40.000 Menschen ihr Leben in Folterkammern und durch Exekutionen verloren.

Armut und Wohlstand

Idriss Déby Itno, der jetzige Präsident, vertrieb Hissein Habré durch einen Staatsstreich. Die Tschader fühlten sich damals befreit von einem schweren Los und hofften auf eine bessere Zukunft. Diese kam aber nicht. Zwar gibt es Pressefreiheit und ein Mehrparteiensystem mit einer funktionierenden Opposition, aber in Wirklichkeit liegt die Macht ganz und gar in der Hand des seit 26 Jahren regierenden Präsidenten Idriss Déby Itno. Heute fördert der Tschad Erdöl in großer

Menge, aber es herrscht nach wie vor Armut. Eine kleine Anzahl von Oligarchen kontrolliert den Handel und lässt nicht zu, dass jüngere Unternehmer Fuß fassen. Vielen jungen Menschen bleibt so nur noch die Flucht ins Ausland.

Bildung ist der Weg

Dabei liegt die ganze Hoffnung des Landes auf der Jugend. Die Hälfte der Bevölkerung ist jünger als 25 Jahre. Für ihre Bildung werden zwar mit den Einnahmen aus der Ölförderung Klassenräume gebaut, aber es fehlen Bibliotheken, gut ausgebildete Lehrer und das nötige Schulmaterial. Das Schulsystem funktioniert nicht gut und das Niveau der Schüler wird von Jahr zu Jahr schlechter. So investieren sowohl muslimische als auch christliche Gruppen in das Bildungswesen und eröffnen Schulen und Hochschulen, aber die Mittel, die ihnen zur Verfügung stehen, sind gering. Vor diesem Hintergrund kann man nur dankbar sein, dass es ein Programm wie Fe y Alegría gibt.

Rodrigue Naortangar SJ

Die Jugend ist die Hoffnung im Tschad: Sie braucht eine gute Ausbildung, um das Land zu gestalten.



Roberto Jaramillo
SJ im Gespräch mit
dem Leiter der Fe y
Alegria Schule.

Frieden: Ja, aber Nein

Das Abkommen von Havanna sollte nach langen Jahren des Bürgerkriegs und vielen Verhandlungsversuchen endlich Frieden in Kolumbien bringen. Für viele unerwartet hat sich die Bevölkerung, bei sehr niedriger Wahlbeteiligung, dagegen entschieden. Wir haben Roberto Jaramillo SJ, kolumbianischer Jesuit und langjähriger Projektpartner der Jesuitenmission, um seine persönliche Einschätzung der Situation nach dem Referendum gebeten.

Wie siehst Du den Friedensprozess?

Vor fast 6 Jahren hat der derzeitige Präsident Juan Manuel Santos beschlossen, sein ganzes politisches Gewicht in ein Abkommen für dauerhaften, endgültigen Frieden mit der größten kolumbianischen Guerilla-Gruppe, der FARC (Fuerzas Armadas Revolucionarias de Colombia - Revolutionäre Streitkräfte Kolumbiens), zu investieren. Die Entscheidungen, "mitten im Konflikt" zu verhandeln und "alles auf einmal" abzustimmen, hat die Verhandlungen, an denen schon viele frühere Regierungen gescheitert sind, begünstigt. Auch die politische und militärische Schwächung der FARC, die Santos vor seiner Präsident-

schaft in seiner Zeit als Verteidigungsminister betrieben hatte, kam den Verhandlungen zu Gute. So konnte am 26. September 2016 nach langem Bemühen in den verschiedenen Verhandlungsgruppen ein Abkommen unterzeichnet werden.

Warum kam es zu dem von vielen unerwartetem Ergebnis des Referendums?

Bereits seit Beginn der Verhandlungen gab es eine starke politische Opposition gegen den Dialog, angeführt vom ehemaligen Präsidenten Alvaro Uribe. Er hat die FARC als "terroristische Gruppe" bezeichnet und damit das zu rechtfertigen versucht, was ihm vorgeworfen

wird: Erhalt der Paramilitärs, Massaker an Indigenen und an der Landbevölkerung, 32.000 verschwundene Personen und 1.700 Menschen, die von Streitkräften des Staates ermordet und als Opfer der Terroristen präsentiert wurden. Interessanterweise wollte derselbe Präsident am Ende seiner Amtszeit die paramilitärischen Truppen unter Gewährung von Amnestie in das zivile Leben integrieren.

Ein politisches Mächtenspiel?

Meiner Meinung nach wurden Informationen über die Inhalte der Abkommen von Havanna durch rechte und ultrarechte Gruppierungen im Land manipuliert. Man hat sich die fehlende Bildung und die Angst der Menschen, dass die Wirtschaft zusammenbrechen würde, zunutze gemacht. Uribes Kampagne für das „Nein“ wurde von rechten Politikern, einigen evangelikalen Kirchen und den reichsten Familien Kolumbiens, die am Krieg teilgenommen hatten oder davon profitiert haben, unterstützt.

Was ist für Dich die größte Herausforderung, vor der Kolumbien jetzt steht?

„Was wir gewonnen haben, obwohl wir verloren haben“, hat der Jesuit Francisco de Roux in einem Artikel kurz nach dem Referendum geschrieben. Er sagt, dass dieses Ergebnis, ob es uns gefällt oder nicht, auch ein Weg sein kann, das schwierigste Problem zu bearbeiten, das wir haben: unsere Gesellschaft. „Gruppierungen, die andere ausschließen, die unfähig sind, Wichtiges gemeinsam anzugehen und die Feindseligkeiten und Aggressionen schüren, in Politik und Medien Stimmung machen, bis hinein in die Familien. Das hat tödliche Konsequenzen und führt zum Wahnsinn des Krieges, in dem unsere Jugend stirbt, während wesentliche Probleme unseres



Landes ungelöst bleiben.“

Besser kann ich die Herausforderung, vor der Kolumbien heute steht, nicht beschreiben: Die Versöhnung muss den Weg über Gerechtigkeit gehen, aber sie muss auch über sie hinausgehen. Politische Ethik allein kann das menschliche Problem unseres Landes nicht lösen.

Lässt sich aus dem Abstimmungsergebnis etwas für die Zukunft lernen?

Eine wichtige Lehre aus der Volksabstimmung vom 2. Oktober ist, denke ich, dass wir keinen nur formalen Frieden implementieren können und nicht die Ängste und Sorgen einer Mehrheit der Bevölkerung, die sich nicht gut vertreten fühlt, aber genauso den Wunsch nach Frieden hat, außer Acht lassen dürfen. Wir müssen daran arbeiten, dass diese 63% der Bevölkerung aktiv werden und gemeinsam mit den 37%, die abgestimmt haben, - manche für Ja, manche für Nein -, ein Land aufbauen wollen, in dem die nächsten Generationen in Frieden leben können. Deshalb ist für mich die größte Aufgabe für Kolumbiens Zukunft die Bildung.

„Die Nacht vom 2. Oktober 2016 war wirklich eine sehr große Enttäuschung für mehrere Generationen von Kolumbianern, die gehofft hatten, dass die Grauen des Krieges endlich der Vergangenheit angehören würden.“

Katrin Morales



Zwei Mädchen aus dem Tschad auf ihren Eseln.
Sie erinnern mich an biblische Motive: Josef mit Maria und dem Kind auf der Flucht.
Die Hirten und die drei Weisen auf dem Weg zur Krippe.



In unseren Schulen im Tschad können die Mädchen bis zur Abschlussklasse bleiben. Damit ihr Weg sie vielleicht auch einmal woanders hinführt als zum Brunnen oder aufs Feld. Damit sie dem Stern folgen können, den sie sehen.



Die Kreativität
der Kinder wird
gefördert.

Fe y Alegría-Schulen in Paraguay

Fe y Alegría betreibt in Paraguay 36 Schulen für ca. 15.000 Schüler – und zwar dort, wo der Asphalt aufhört. Drei davon sind Landwirtschaftsschulen. Über Radio wird auch „Schulbildung aus der Distanz“ angeboten. Tausende von Menschen holen so den Schulabschluss nach.



Jedes Jahr gibt es
Überschwemmungen
in Bañado Sur.

Mit dem Provinzial der Jesuitenprovinz Paraguay Alberto Luna SJ besuche ich Bañado Sur. Es ist ein Abstieg im wahrsten Sinn des Wortes. Die Straße bricht. Der

Asphalt ist aus. Ein holpriger Weg geht weiter bergab. Vor uns liegt eine Hütten-Siedlung die zum Fluss Paraguay hin immer ärmer wird. Im Hintergrund taucht der Müllberg der Hauptstadt Asunción in Cateura auf. 70.000 Menschen leben am Ufer des Flusses. Es ist Schwemmland. Jährlich gibt es Überschwemmungen. Langsam steigt der Fluss und die Hoffnung: „Mich wird es nicht treffen. Vor meinem Haus macht er halt.“

Von der Not überschwemmt

Alle 15 Jahre kommt es zu einer heftigen Überschwemmung. Die ganze Region muss für Wochen umziehen auf die Straßen und Plätze der Hauptstadt. Auch ein Kinder-Hort von Fe y Alegría. „Wir sind im Dezember ausgezogen und

erst im Juli konnten wir den Betrieb hier wieder starten,“ sagt Karen Martinez, die Leiterin der Einrichtung. „In der Zeit der Überschwemmung konnten wir in ein Haus der Jesuiten in Asunción ausweichen.“ Die Mütter, die Eltern brauchen diese Einrichtung, sonst können sie kein Geld für das Essen verdienen. Es ist zynisch: Überschwemmungen treffen die Hütten der Bewohner in Bañado Sur, den Müllberg treffen sie nicht – der liegt erhoben vor ihnen. Aber er bringt ihnen auch das tägliche Brot. Zorn überkommt mich, wenn ich die unwürdige Situation dieser Menschen hier sehe. Die Mütter bringen die Kinder früh am Morgen, um dann schnell zum Müllberg zu gehen. Fast alle arbeiten in der Mülltrennung. Eine Firma nimmt ihnen Plastik, Glas, Metall - getrennte Stoffe um wenig Geld ab. Am Nachmittag zwischen 16 und 17 Uhr kommen die Mütter wieder und holen ihre Kinder ab.

Kinder-Freude

„Wir brauchen Hilfe“, sagt Karen. „Der Staat gibt gar nichts für diese Arbeit – nicht für die Betreuerinnen, nicht für das Essen.“ Schüler und Schülerinnen der Jesuitenschule Christo Rey College machen gerade Programm mit den Kindern. Hier können sie am sauberen Boden krabbeln. Sie bekommen Milch, Essen, Liebe und ein kreatives Programm. Mangelnde Hygiene, bittere Armut bis zu Hunger, auch Gewalt sind der Alltag in den Hütten rundherum. Hier haben sie von 7 bis 16 Uhr einen menschenwürdigen Raum um halbwegs gesund aufwachsen zu können. Karen zeigt uns den Raum „Psychologische Betreuung“ – Gespräche mit den Kindern und ihr Verhalten lassen grobe Erfahrungen zu Hause erahnen. Mängel werden angesprochen. Mit einigen Kindern wird einzeln geübt, sie werden besonders gefördert.



Entwicklungsräume

Betroffen gehen wir weiter in die San Cayetano Schule, wohl die größte in Bañado Sur mit 1.000 SchülerInnen: vom Kindergarten bis zur Reifeprüfung. Mehrere Höfe ineinander verschachtelt – man merkt, dass die Schule langsam gewachsen und zusammengeflochten wurde. So entstehen Freiräume für Spiel und Aktivitäten. Durch die offenen Gänge hindurch und die unterschiedlichen, teilweise auffälligen Gebäude erreichen wir ein großes offenes Feld. Ein Spielplatz. Bis 16 Uhr ist dieser Bereich nur für die Schüler geöffnet. Jetzt spielen hier bereits Jugendliche und Erwachsene des ganzen Viertels. Daneben ist ein Jugendclub. Jugendliche lungern herum. Man sieht ihnen an, dass sie schon viel erlebt haben. Die Leiterin ist überzeugt: „Viele sind mit Billigdrogen in Kontakt. Je mehr Programm wir machen, desto weniger Zeit haben sie, an Dummheiten zu denken.“ Und die Jugendlichen sind interessiert. Sie haben keine Scheu uns anzureden. Die bunte Gestaltung der Räume. Der volle Terminkalender: Kreativ-Workshops morgens und am Nachmittag geben Zeugnis davon, wieviel positive Kreativität in den Jugendlichen steckt.

Eine ganzheitliche Pädagogik ist charakteristisch für Fe y Alegria Schulen.



Die Mütter haben klare Vorstellungen und Träume für ihre Schule.

La Victoria

Wir besuchen die Schule in La Victoria. Über 200 Familien aus ländlichen Gebieten haben sich hier niedergelassen. Die Behausungen und Hütten sind sauber gepflegt, aber sehr einfach. „Es gibt keine Arbeit hier. Wir müssen 40 Minuten in die Stadt fahren. Dort finden die Männer Arbeit um Stundenlohn, die Frauen putzen oder machen sonst einfache Arbeiten.“ Es gibt viele Kinder. Man spürt eine lebendige aktive Stimmung. „Vor 10 Jahren haben Mütter in drei Holzbarracken begonnen, eine Schule für ihre Kinder zu betreiben. Mit 60 Schülern haben sie begonnen und mit Lehrerinnen, die ohne Gehalt, freiwillig den Unterricht leiteten. Heute sind es über 140 Kinder von der ersten bis zur zehnten Schulstufe. Dazu noch das Angebot eines Kindergartens. 22 Lehrerinnen arbeiten mit, bezahlt vom Staat.

Zukunftsträume

Eine Gruppe von engagierten Müttern erwartet uns. Freudig grüßen sie, man spürt, sie haben Feuer, sie wollen etwas. „Haben Sie ein Kind an der Schule?“ Ein Lachen geht durch die Gruppe: Ein

Kind? Sie hat vier! Manche haben ihre Jüngsten dabei, sie schmiegen sich an die Mutter. Die Direktorin Natalia stillt ihren jüngsten Sohn während wir miteinander sprechen. Die Mütter haben große Träume: „Natürlich wollen wir hier auch ein College haben.“ Jetzt lache ich auf. Langsam kommen sie mit ihren realistischen Vorstellungen: Es gibt noch immer zwei Jahrgänge, die unter dem Baum den Unterricht abhalten. Es fehlt zumindest noch ein Flügel mit Klassenräumen. „Wir möchten auch selbst Versammlungen und Schulungen in den Räumen abhalten“, sagt eine Mutter. Sie träumt davon, sich mit anderen zusammenzuschließen und gemeinsam ein kleines Geschäft aufzuziehen. „Jetzt müssen wir in die Stadt hineinfahren um ein wenig Geld zu verdienen. Für die Jugendlichen bräuchten wir so etwas wie eine Spielwiese.“ Ein Computerraum wäre eine große Hilfe. Die Jugendlichen brauchen diese Kenntnisse für ihre weitere Ausbildung. Kurse in der Stadt sind weit weg und kosten sehr viel.

Hans Tschiggerl SJ



Hilferuf aus Wau

Mitten im schwelenden Bürgerkrieg bleiben Jesuiten bei ihren SchülerInnen und StudentInnen in Wau und Rumbek. Auch der Jesuiten-Flüchtlingsdienst begleitet die intern Vertriebenen, besonders die Jugendlichen, in der Ausbildung. Nun ist es 2016 wieder zu schweren Ausbrüchen der Gewalt gekommen. Wie lange der Konflikt noch andauern wird, ist schwer abzusehen, seine Folgen ebenso.

Die Schülerinnen
kommen mit
Sorgen beladen in
den Unterricht.

Durch den über zehnjährigen Bürgerkrieg im Südsudan mussten bisher zwei Millionen Menschen ihre Heimat verlassen, um in benachbarten Ländern Zuflucht zu finden. 200.000 leben als Vertriebene im eigenen Land in UN-Camps.

Kampf bis zum Schluss

Während über den Entscheidungskampf zwischen den Truppen des Präsidenten und jenen des Vizepräsidenten in der Hauptstadt Juba durch die Massenmedien ausführlich berichtet wird, dokumentiert keine Kamera das Leid der Bevölkerung in kleineren Städten wie Rumbek, Wau oder Malakal. Auch dort leiden Zivilisten unter der Brutalität der beiden kämpfenden Truppen.

Die regierungstreue Armee, die sich aus Angehörigen des dominierenden Dinka Stammes zusammensetzt, steht den Rebellen gegenüber, hinter denen vor allem die Minderheit der Nuer steht. Überlebende schildern, wie Soldaten der regierungstreuen Armee Häuser niederbrannten, Zivilisten schlugen und verhafteten, weil sie sich angeblich den Rebellen angeschlossen hatten.

Das Loyola-Gymnasium in Wau

Die „Loyola Secondary School“, eine von den Jesuiten in den 80er Jahren gegründete Mittelschule in Wau, zählte vor ihrer kurzzeitigen Schließung im April dieses Jahres 500 Schülerinnen und Schüler aller ethnischen Gruppen. Am 25. Juli wurde sie wieder eröffnet.



Tausende Familien
müssen ihr Haus
verlassen und flie-
hen.

213 Schülerinnen und 167 Schüler erhalten dort täglich Unterricht und eine Mahlzeit. Fast 200 der Kinder leben mit ihren Familien in UN-Camps und müssen einen täglichen Fußmarsch von zwei Stunden zur Schule zurücklegen. Für sie ist die Mahlzeit, die sie in der Schule bekommen, die einzige des Tages. Manche der Kinder sind allerdings noch in den Dörfern rund um Wau, die durch die Regierungstruppen abgeriegelt werden. Sie können vom Schulbesuch nur träumen.

Schmerzhaftes Erinnerungen

Beim Sturmangriff der Regierungstruppen verloren die Familien ihr ganzes Hab und Gut. „Da war dieser Kugelha- gel, der meine Ohren taub werden ließ“, erinnert sich Rejoice. „Ich, meine Groß- mutter, meine Mutter und meine Ge- schwister mussten in die Wildnis fliehen, den anderen hinterher. Wir mussten auf dem Boden unter Bäumen schlafen. Wir aßen halb gekochte, saure Cassavab- lätter. Während der Nacht marschier- ten wir acht Stunden lang ohne Pause durchs Dickicht. Meine Geschwister konnten mit dem Tempo nicht mithal- ten, sie waren noch zu klein. Nachdem wir sie wieder gefunden hatten, mussten

ich und Großmutter in die Stadt gehen, um nach Nahrung für sie zu suchen. Da sahen wir, dass auch unser Haus zerstört worden war.“ Nach einem kurzen Auf- enthalt in Juba während der Gefechte ist Rejoice sehr dankbar, jetzt wieder zurück in der Loyola Schule in Wau zu sein. Auch Marko ist wieder aus Juba nach Wau zurückgekehrt. Die Ankunft hat er allerdings nicht nur positiv erlebt: „Die erschütterndste Nachricht war, dass das Eigentum der Jesuiten und Lehrer sowie die Essensvorräte gestohlen worden waren. Das ist eine zusätzliche Erschwer- nis für uns Schüler. Ohne Mittagessen ist es schwer, bis 15:00 Uhr in der Schule zu bleiben.

Die Katholische Universität in Wau

Die Situation der Studierenden an der Katholischen Universität in Wau ist ver- gleichbar mit jener der Schulkinder. Die Universität befindet sich gleich neben der Schule. Auch die Studierenden müssen einen langen Weg zurücklegen: „Früher konnte ich mir das Transport- geld leisten“, erinnert sich Philip. „Jetzt bin ich auf ein gebrauchtes Fahrrad ange- wiesen, das ich mir von meinem Lohn als Tischler kaufen konnte, um zur Uni zu fahren. Manchmal ist es frustrierend, es andauernd reparieren zu müssen, gefähr- lich ist es außerdem.“ Die Eltern können nicht für die Studienmaterialien aufkom- men. Wollen die Studierenden ihre Aus- bildung fortführen, müssen sie sich selbst um ihr Einkommen bemühen: „Meine Eltern sind jetzt arbeitslos, deshalb bekomme ich von ihnen keinerlei finan- zielle Hilfe, auch nicht von meinen Ver- wandten“, stellt Josephine ernüchternd fest. „Ohne das Skriptum ist es schwer, gute Noten zu bekommen. Daher gehe ich nach der Vorlesung sofort zum Markt um Kuchen zu verkaufen, damit ich die

Transportkosten und Unterlagen fürs Studium bezahlen kann. So bleibt aber weniger Zeit zum Studieren“, erklärt sie uns.

Die Hoffnung nicht aufgeben

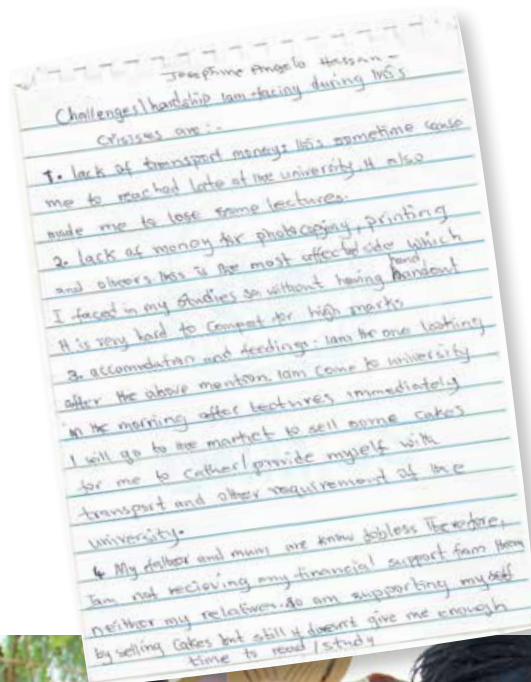
Bei all diesem Leid geben die jungen Menschen in Wau ihre Hoffnung nicht auf: „Auch bei mir wirken sich Hoffnungslosigkeit, Depressionen und Stress auf meine Lernfortschritte aus“, gibt Wol Wol zu, „doch ich glaube daran, dass all das Übel aufhören und der Friede wieder einkehren wird. Ich glaube daran, dass ich mein Ziel erreichen und zukünftig Frucht bringen werde, trotz dieser Misere.“

Wie soll es weiter gehen?

Am dringendsten brauchen die Schulkinder und Studierenden sowie die Bevölkerung im Umkreis der Schule jetzt Nahrungsmittel, Medikamente, Zelte, Decken, psychosoziale Intervention, Schulutensilien und Kleidung. Nach der Einschätzung unserer Projektpartner und der Verantwortlichen vor Ort könnte der Konflikt bis Ende des Jahres beigelegt sein. Dementsprechend gibt es schon einen Plan für die Zeit nach dem Konflikt (in geschätzten drei Monaten). So soll etwa der Bauernhof der Schule dazu genutzt werden, den SchülerInnen, Stu-

dentInnen und der Bevölkerung Kenntnisse und Fertigkeiten nachhaltiger Landwirtschaft zu vermitteln. Sportveranstaltungen und Feste eröffnen Begegnungsmöglichkeiten für die Angehörigen der unterschiedlichen Ethnien. Professionelle Schulung in Methoden friedlicher Konfliktlösung fördert ein konstruktives Miteinander. Durch die Friedensarbeit soll vor allem ein neues Bewusstsein dafür geschaffen werden, dass nur eine Einheit in Verschiedenheit zu langfristiger Stabilität im Südsudan führen kann.

Sebastian Ortner SJ





30 Jahre Jesuit Volunteers

Bei unserem Jubiläumstreffen 30 Jahre Freiwilligenprogramm der Jesuiten am 30. September und 1. Oktober im Kardinal König Haus, trafen sich 22 ehemalige Jesuit (European/Mission) Volunteers, um gemeinsame Erinnerungen und Werte wieder aufleben zu lassen und zusammen zu feiern.

Was hat uns geprägt?

Was beschäftigt uns heute und welche Themen stehen im Vordergrund? Wir haben für ein soziales Jahr freiwillig unser gewohntes Umfeld verlassen, um ein Jahr lang anders, einfach zu leben. Neben all dem Schönen standen wir auch vielen Herausforderungen und Schwierigkeiten gegenüber und sehnten uns nach Daheim. Wie geht es wohl den vielen Menschen, die auf der Flucht sind, unfreiwillig in ein fremdes Land kommen und sich den neuen Bedingungen so unkompliziert und schnell wie möglich anpassen sollen?

Über die Angst vor dem Fremden

Tony Calleja SJ, Leiter des Jesuiten Flüchtlingsdienstes Naher Osten, erzählte bei unserem Treffen über die Arbeit des JRS in Syrien und im Libanon und konnte einige Antworten auf unsere

Fragen zu diesem Thema geben. Pater Calleja SJ ist fest davon überzeugt, dass schon allein das Zuhören viel bewegen kann: „Wenn ich einem Flüchtling zuhöre, übe ich Gerechtigkeit gegenüber einem Menschen aus, der verzweifelt, erniedrigt und traumatisiert ist und alles annehmen muss, was auf ihn zukommt.“ In unserer Gesellschaft nimmt die Angst vor dem Fremden viel Platz ein, und so menschlich „Angst“ auch sei, es ist unsere Pflicht, sagt Pater Calleja SJ, auf die Not zu reagieren und Flüchtlinge aufzunehmen. Die Ressourcen wären da. Das sind klare Worte aus dem Munde eines Jesuiten, der dort arbeitet, wo die Not am größten ist und auch miterlebt, wie der Libanon, ein Land mit vier Millionen Einwohnern, auf viel engerem Raum mit mehr als einer Million Flüchtlingen zurechtkommt.



Wir sind nicht allein

„Wer die Chance hat, mit Flüchtlingen in Kontakt zu treten, die einzelne Person kennen zu lernen, sollte das unbedingt tun“, so Pater Calleja. Das ist die einzige Möglichkeit, die Angst zu verlieren. Wenn wir Angst um unseren Wohlstand haben, hat Pater Calleja SJ auch dafür klare Worte: „Wir sind nicht allein in unserem Leben.“ Begegnungen schaffen, zuhören, gewissen Ängsten keinen Raum geben, das klingt sehr simpel und ist doch mit großen Herausforderungen verbunden. Doch sind es nicht die Herausforderungen, die unser Leben erst interessant machen?

Engagement durch Begegnung

Auch unter den ehemaligen Freiwilligen sind viele dabei, die ihren Einsatz für Gerechtigkeit im Alltag weiterführen und gerade jetzt, von den unterschiedlichsten, interkulturellen Erlebnissen aus ihren Einsätzen profitieren. Auch die Kinder unserer RückkehrerInnen leben bereits die Solidarität mit Randgruppen unserer Gesellschaft: ob es nun das Mädchen aus Syrien ist, das jeden Freitag

zum Spielen vorbei kommt oder der albanische Freund vom Fußballverein, es sind Begegnungen, die Vertrauen schaffen und Ängste überwinden.

Gesellschaften verändern sich

Nicht nur im 21. Jh. verändern sich Gesellschaften durch fremde Einflüsse, das war schon immer so und hat anfängliche Herausforderungen in Fortschritt und Vielfalt verwandelt. Über die Veränderung unserer westlichen Welt haben wir auch bei unserem Treffen gesprochen. Viele RückkehrerInnen sind sich einig, dass dies sogar der eigentliche Sinn eines Freiwilligeneinsatzes ist. Wenn Freiwillige mit ihren multikulturellen Erfahrungen, mit ihrem erweiterten Blick und den neuen Perspektiven in die Heimat zurückkehren, und all das mit ihrem Umfeld teilen, dann entstehen auch dort neue Perspektiven. Auf lange Sicht verändert sich dadurch unsere Gesellschaft und kann so vielleicht fremden Menschen und ihren Kulturen, die an unsere Staatstüren klopfen mit mehr Offenheit und Neugier gegenüberreten.

Ann-Kathrin Ott



Humorvoll und kompetent

Nachdem bereits ein Jesuit aus Argentinien Papst geworden ist, hat der Orden jetzt mit Padre Arturo einen Venezolaner zum obersten Chef der mehr als 16.000 Jesuiten gewählt. Pater Klaus Vähröder stellt ihn vor.

Padre Arturo statt Pater General

Von 1991 bis 1997 lebte ich mit Padre Arturo in einer Kommunität in Caracas. In der Kommunität war er mein Oberer und im Sozialzentrum Centro Gumilla mein Chef. Während meines zweiten Aufenthaltes von 2000 bis 2007 in Venezuela war er die ersten Jahre mein Provinzial vor Ort, bevor er in Táchira die katholische Universität neu gründete und aufbaute. Arturo ist auf nationaler Ebene sehr bekannt und präsent in den venezolanischen Medien. Trotz-

dem ist er nie „abgehoben“, sondern ist für alle immer Padre Arturo geblieben – ein Name, den er ja auch als Generalsoberer der Gesellschaft Jesu behalten möchte.

Rezept austausch mit der Köchin

Er hat eine große Fähigkeit, mit anderen Menschen in Beziehung zu treten. Er lässt sich immer ganz auf sein Gegenüber ein, egal ob er mit unserer Köchin Mercedes Kochrezepte austauscht, mit dem Präsidenten der Republik hohe Politik diskutiert, dem Kleinganoven im Barrio ins Gewissen redet oder einen schwierigen Mitbruder besänftigt. Auch als Professor, Provinzial und Universitätsrektor hat er den Kontakt zu den Armen nie abreißen lassen. Er arbeitete mit kleinen Kaffeebauern einer Kooperative und hatte immer ein pastorales Standbein unter den marginalisierten Bewohnern der Barrios. Die Nähe zu den Armen, der Dienst am Glauben sowie die Förderung der Gerechtigkeit, im Kontext der kulturellen Vielfalt, durchzieht sein Leben.

Das Unmögliche hoffen

„Glauben heißt: Das Unmögliche versuchen, das Unmögliche hoffen“ – dieses Thema seiner ersten Predigt als Generalsoberer lebt er selbst und ermutigt auch andere dazu. Padre Arturo hat die Fähigkeit, die Realität zu durchdringen, neue Wege zu entdecken und strategische Visionen zu entwickeln. So geschehen in der zutiefst polarisierten politischen Situation Venezuelas oder später in der komplexen Grenzregion Kolumbien-Venezuela. Dabei bezieht er andere immer mit ein, um eine konsensfähige Entscheidung herbeizuführen, die er anschließend kompetent umsetzt. Beeindruckt hat mich der apostolische Planungsprozess der venezolanischen Provinz, an dem auch ich teilhaben durfte. Von Beginn an wurden auch nicht-jesuitische Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen verantwortlich einbezogen und er übertrug die Koordination des Prozesses einer Frau, was für manchen Jesuiten nicht einfach war. Das Ergebnis war ein apostolischer Provinzplan 2000-2020, nach dem die jesuitischen Werke der Provinz bis heute in einem Netzwerk zusammenarbeiten. Auch als Pater General bleibt er für mich Padre Arturo, der den Mitbrüdern, den Mitarbeitern und den Menschen in seiner Umgebung nahe ist. Er wird sicher die Gesellschaft Jesu auch in komplexen Situationen gut führen und aus seinem Glauben sowie der gemeinsamen Unterscheidung heraus neue Visionen für den Orden entwickeln.

Klaus Vähröder SJ



Unsere Weihnachtsbitte für Kinder im Tschad

Liebe Leserin, lieber Leser!

Aus vielen Begegnungen in Lateinamerika kenne ich die Schulen von Fe y Alegría. Ihr Konzept ist überzeugend und nachhaltig: Qualitätsunterricht für benachteiligte Kinder, Einbeziehung der Eltern, gemeinsame Entwicklung des Stadtviertels oder der Dorfgemeinschaft, motivierte Lehrer, engagierte Freiwillige. Für mich ist die Arbeit von Fe y Alegría ein Erfolgsmodell der Hilfe zur Selbsthilfe.

Deshalb freut es mich sehr, dass wir jetzt im europäischen Verbund der jesuitischen Hilfswerke mithelfen können, dass sich Fe y Alegría in Afrika etabliert. Für den Aufbau der Schulen in den verschiedenen Ländern, die Ausbildung der Lehrerinnen und Lehrer und die Stärkung der lokalen Gemeinschaften brauchen wir für ein Jahr 400.000 Euro. Auf den Tschad umgerechnet sind das 166 Euro pro Kind. Von Herzen bitte ich Sie um Ihre Spende. Gerade im Tschad ist die Arbeit von Fe y Alegría enorm wichtig, um vor allem auch Mädchen den Zugang zu Schulbildung zu ermöglichen.

Danke für Ihre Hilfe!

Hans Tschiggerl

Hans Tschiggerl SJ
Missionsprokurator

Jesuitenmission
IBAN: AT942011182253440000
BIC: GIBAATWWXXX
MENSCHEN FÜR ANDERE
Spendenzweck:
Fe y Alegría Afrika

Ihre Spende ist gemäß § 4a Z.3
und 4 EstG absetzbar!
ZVR-Zahl 530615772 / SO 1345

Impressum

JESUITENWELTWEIT, 2016 - Heft 4
Medieninhaber und Herausgeber: Missionsprokurator der Gesellschaft Jesu in Österreich,
Hans Tschiggerl SJ, Dr. Ignaz Seipel Platz 1, A-1010 Wien, Tel +43 01 5125232-56,
office@jesuitenmission.at, www.jesuitenmission.at
Redaktion und Gestaltung: Hans Tschiggerl, Katrin Morales
Druck: LDD Communication GmbH

Ziel der Publikation: Information der Spender über die aktuellen Entwicklungen in den Hilfsprojekten.

Bildnachweis: Tschiggerl SJ (2,10f, 14ff, 20f), Entreculturas (Cover,3-7, 9, 17ff, 23, Rückcover), Balleis SJ (12f), Kurmann SJ (14ff), Naortanga SJ (8), Vähröder SJ (22)

Österreichische Post AG / Sponsoring.Post, 13Z039521S. ZVR Zahl 530615772, SO 1345 MENSCHEN FÜR ANDERE





Danke für Ihre Unterstützung!

jesuiten*weltweit*
MENSCHEN FÜR ANDERE JESUITENMISSION

JESUITENMISSION
Dr.-Ignaz-Seipel-Platz 1, A-1010 Wien
Tel.: +43 1 512 5232 56
office@jesuitenmission.at
www.jesuitenmission.at
IBAN: AT94 2011 1822 5344 0000
BIC: GIBAAWXXX
MENSCHEN FÜR ANDERE